

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 5 (1911)
Heft: 2

Artikel: Hoffen und Warten
Autor: Ragaz, L.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-132484>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Denken wir uns nun hinein in die Lage der unten Befindlichen, was wir im Leben leider viel zu wenig tun! Müssen wir da nicht verstehen lernen, daß zuweilen ein derbes Wort und besonders der spöttische Vorwurf hinaufgerufen wird, daß die da oben auf dem Trockenen leicht zu predigen haben!

Deshalb möchte ich speziell unseren Gottesgelehrten dringend ans Herz legen, in Zukunft viel mehr als dies bisher geschehen, hinabzusteigen bis zum Wasser, den dort Befindlichen die Hand zu reichen und sie moralisch zu unterstützen in ihrem Bestreben, sich einträchtiglich emporzuarbeiten. Vielleicht werden darob einige von den Gewaltigen zu oberst auf dem Felsen ein unfreundlich Gesicht machen. Aber was hat solch ein unberechtigtes Grollen wenig zu bedeuten gegenüber der bestimmt zu erwartenden Tatsache, daß dafür unten ungezählte Tausende wieder glauben lernen werden, daß auch das heute verkündete Christentum kein leerer Wahn ist und daß sie durch diesen Glauben empfänglich gemacht werden für all das Erhabene und Erhebende, das der große Nazarener gelehrt hat!

Dr. Rikli.

Hoffen und Warten.

Wir haben in der Religion wieder hoffen gelernt, und zwar nicht nur auf ein Jenseits (wenn auch diese Hoffnung unangetastet bleibt, ja selbst auch eher im Erstarken begriffen ist), sondern auch für diese Erde. Gewiß ist die Hoffnung immer eine Macht in der Christenheit gewesen, und in Zeiten, wo die irdische schwächer wurde, war die himmlische vielleicht desto stärker. Aber darum bleibt doch fest, daß die heutige Christenheit in diesem Punkte der urchristlichen Stimmung und der Meinung Jesu wieder näher kommt, als viele bisherigen Generationen. Wir erwarten wieder mit größerer Zuversicht von unserem Gott Taten, immer neue Taten der Hilfe und Erlösung für die Welt. Darin erkennen und glauben wir ihn als den Lebendigen. Wir schauen zu ihm vorwärts als auf den Komenden, wir glauben, daß er uns noch Großes und Größtes aufbewahrt habe; wir sind auch gefaßt auf seine Gerichte. Wir verfolgen mit Spannung die Entwicklung des Weltwesens, weil wir darin etwas von seinem Walten und Schaffen ahnen. Wir harren auf Gott. Und zwar gilt das alles nicht nur von einzelnen Gruppen oder Richtungen innerhalb der Christenheit, sondern mehr und mehr von der Gesamtheit. Ein ganz besonders bedeutsames Zeichen dieses Umschwungs war die Stimmung, die den Weltmissionskongreß zu Edinburgh erfüllte. Eine neue Gotteszeit ist da, so lautete die Losung; in diesem Jahr-

hundert werden gewaltige Entscheidungen fallen — darum, ihr Christen, seid bereit, seid groß!

Diese Stimmung ist wie ein Frühling. Mut und Siegesglaube kommen wieder in die Herzen. Alte, nur mehr halb geglaubte, mehr aus Pietät als aus Ueberzeugung festgehaltene Verheißungen werden lebendig. Das Heroische des Christentums erwacht. Aber freilich kommen damit auch Schmerzen, die man vorher nicht kannte oder doch nicht in gleichem Maße. Hoffnung ist mit Enttäuschung verbunden, Enthusiasmus kann zur Schwärmerei werden, gespannte Erwartung in Ungeduld umschlagen. Schon kommen Warnungen. Man erinnert an die Wiedertäufer, an das Urchristentum sogar, dessen Hoffnung, wie man meint, mit teilweiser Enttäuschung endete. Und wirklich spielt das Problem des richtigen Verhältnisses von Hoffen und Warten schon im Neuen Testament und dann in der ganzen christlichen Entwicklung keine kleine Rolle.

Gewiß sind die soeben genannten Gefahren vorhanden. Aber ebenso gewiß gibt es ein in der Sache selbst begründetes gesundes Verhältnis von Hoffen und Warten, Enthusiasmus und Resignation, Spannung und Geduld.

Einmal kann gerade richtiges Hoffen eine große Ruhe erzeugen. Die Hoffnung, die wir meinen, ist ja nicht eine aus dem Wellenschaum der natürlichen Wünsche und Neigungen des Menschenherzens entstandene, sondern eine auf Gott gegründete; sie geht nicht auf die Erfüllung dieser oder jener schönen Träume, sondern auf seine Sache allein, auf den Sieg seiner Heiligkeit und Liebe über alle Welt- und Todesgewalt. Wo diese Hoffnung in ihrer reinen Gestalt erfaßt wird, da vergeht die Unruhe des Machenwollens. Wir wissen, daß nicht wir es sind, die es schaffen. Freilich wissen wir auch, daß wir Mitarbeiter Gottes sein sollen, aber dieses Mitarbeiten ist wesentlich ein gespanntes Aufmerken auf seinen Willen und Weg, nicht ein buntes Projektmachen, Gründen, Agitieren. Es vergeht Vielgeschäftigkeit und Hast, ja, es stellt sich sogar die Gefahr des Quietismus, des tatlosen Zuwartens ein. Aber wo ist ein wertvolles Gut ohne Gefahren? Jedenfalls kann rechtes Hoffen ein stilles, getrostes, seelenstarkes Warten erzeugen.

Dazu kommt ein Zweites. Wenn das Hoffen wirklich auf Gott ruht, dann ist es demütig. Es macht Gott keine Vorschriften. Und es ist gleichsam vom Atem der Ewigkeit durchweht. Denn das ist eine Eigenart lebendiger Gemeinschaft mit Gott, dem Ewigen, daß vor ihm das bloße Zeitmaß seine Bedeutung verliert. Daher mag es wohl geschehen, daß vor dem Blick des mit Gott Hoffenden Entwicklungen von Jahrhunderten und sogar Jahrtausenden sich in perspektivischer Verkürzung so zusammenziehen, daß das Ziel ganz nahe erscheint, aber auch umgekehrt macht es dem Hoffenden wenig aus, ob sein Hoffen in Jahrzehnten oder Jahrtausenden in Erfüllung geht. Gottes Atem ist wie der des Weltmeers, tausend Jahre sind vor ihm wie ein

Tag; etwas von dieser Größe, diesem Ewigkeitsmaß teilt sich denen mit, die in Gottes Nähe kommen. Und schließlich — haben sie nicht im Grunde schon alles damit, daß sie Gott haben? Die kommenden Entfaltungen — in ihm sind sie eingehüllt da; er ist das Reich, und wer ihn hat, hat es wirklich inwendig in sich.

Damit komme ich zum Dritten. Das Harren auf Gott ist etwas, das wir besonders von dem alten Bunde her kennen. Die Propheten und Psalmisten sind uns seine Vorbilder. Aber wir leben im neuen Bunde. Inzwischen ist Jesus Christus gekommen. In ihm ist Gottes Leben und Wahrheit mitten unter uns schon erschienen. Darum feiern wir Weihnachten. In ihm ist die Herrlichkeit des Reiches schon da. Darum ist unser Harren doch ein anderes, als das der Menschen vor ihm. Es ist ihm etwas von seiner Angst und Unruhe genommen. Es geht mehr auf die Entfaltung einer schon erschienenen Wahrheit als auf das Kommen dieser Wahrheit selbst. Darum ist unser Vorwärtsschauen verbunden mit einem viel getrosteteren Rückwärtsschauen. Von dem Licht Christi her wird das Warten hell und still. Wir sind solche, die im Verlangen auch schon besitzen. Seliges Besitzen, seliges Verlangen!

Wir stoßen auch hier zuletzt auf den Punkt, zu dem wir immer gelangen, wenn wir nach der Bedingung der vollen Wahrheit und Gesundheit alles Lebens suchen: Unser Verhältnis zu Gott muß im Zentrum richtig sein, dann wird auch unser Hoffen und Warten richtig. Zur Richtigkeit unseres Verhältnisses zu Gott gehört aber vor allem, daß nicht das Ich Gott für seine Zwecke in Anspruch nehme, sondern das Ich sich einfüge in Gottes Gedanken. Es gehört dazu auch ein richtiges Verstehen Gottes. Wir müssen begreifen, daß Gottes Schaffen nicht ein willkürliches ist, sondern gleichsam gebunden an seine eigenen Ordnungen, daß es sich also nicht richten kann nach dem unruhigen Takt unseres Herzens, sondern seinen großen, notwendigen Gang gehen muß. Es muß sicher auch im Kommen des Gottesreiches das Eine zuerst geschehen sein, damit das Andere eintreten könne — und wer von uns schaut in diese Geheimnisse hinein? Sicher ist Gottes Schaffen lauter Wunder und unser Glaube besteht darin, daß wir das Wunder erwarten, aber es muß ein sittliches, nicht ein magisches Wunder sein; wir dürfen also nichts erwarten von bloßem Drängen und Himmelsstürmen. Wenn Gott ein heiliger Gott ist — und er ist es! — und wenn er ein Reich von Wesen will, die in sittlicher Reife zu ihm heranwachsen, so muß sein Schaffen ein Erziehen sein und Erziehung braucht Zeit. Er braucht dazu, wie jeder echte Erzieher, den Willen der zu Erziehenden. Gott muß warten, auf uns warten — wie lange wohl warten? Aber gerade darum hat unsere Arbeit ihm zu helfen. Sie muß ihm entgegenkommen. Unser Wille muß sich ihm öffnen, daß wir seine Diener sein können. Und unser Leiden muß das Leiden Christi ergänzen. Das Warten führt zum Arbeiten, ist ein Arbeiten, und das

Arbeiten ist ein Warten; es gibt kein angespannteres Arbeiten als rechtes Warten und kein besseres Warten als rechtes Arbeiten.

So verbinden sich, die sich zu widersprechen scheinen: starkes, ja gespanntes Hoffen auf Gott und geduldiges Warten auf ihn, entschlossenes Vordringen mit ihm und zu ihm und wunschloses Ausruhen in ihm. Wohl werden wir Menschen auch die Aufgabe der Vereinigung dieser beiden scheinbaren Gegensätze nur unvollkommen erfüllen, aber sollen wir ihr deswegen ausweichen? Wir wollen doch dankbar sein, daß wir wieder lebendiger an den Gott glauben dürfen, der Taten tut und uns zu Taten beruft.

L. Nagaz.



Rundschau.

Kirche, Sozialdemokratie und „Religiös-Soziale“. In dem Verhältnis von Kirche und Sozialdemokratie, dieser großen Angelegenheit des heutigen Christentums, haben sich in der letzten Zeit bei uns einige Entwicklungen von symptomatischer Bedeutung vollzogen, die wir schon um unserer ausländischen Leser willen in den Neuen Wegen nicht mit Stillschweigen übergehen dürfen, trotzdem wir annehmen, daß sie den schweizerischen in der Hauptsache bekannt seien. Es scheint uns nicht unwichtig, daß man im Auslande erfahre, wie sich dieses große Problem bei uns entwickelt, und wir wissen auch, wie man sich dort dafür interessiert.

Ausgehen möchte ich von dem Novembersonntag des letzten Jahres, da Pfarrer Pflüger in der St. Jakobskirche in Zürich seine Abschiedspredigt hielt. Warum hat Pflüger den Pfarrersock an den Nagel gehängt? Er, der aus seinem Herzen keine Mördergrube zu machen pflegt, hat sich darüber selbst

deutlich geäußert. Er ist Stadtrat geworden, einmal weil er auf diese Weise einige seiner kommunal-politischen Ideen (besonders wohl die auf die Wohnungsreform bezüglichen) wirksamer fördern zu können glaubt, sodann aber auch aus mehr innerlichen Gründen: die Schwierigkeit, seine religiöse Stellung mit einem Pfarramt zu vereinbaren, hat ihm stets zu schaffen gemacht und mancherlei Enttäuschung in seinem Wirken hat, wie die Abschiedspredigt ebenfalls andeutete, den Abschied erleichtert.

Mit Pflügers Rücktritt vom Pfarramt schließt gleichsam eine Episode in der Auseinandersetzung zwischen Kirche und Sozialdemokratie ab. Es erregte nicht geringes Aufsehen, als er seinerzeit zur Sozialdemokratie überging. Man erwartete in kirchlichen Kreisen von ihm, daß er in der Sozialdemokratie als Vertreter des Christentums dastehen und eine Annäherung der beiden herbeiführen helfen werde. Auch „Positive“ haben sich über seine Antrittspredigt gefreut.